

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 45.

Fünfter Jahrgang.

9. November 1861.

### En magyar nemes vagyok \*).

Aus dem Ungarischen des Petöfi.

Dort hängt meiner Ahnen blutiges Schwert;  
 Scharf und halb von Rost verzehrt,  
 Sieht es sich wahrlich nicht glänzend an —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

Ohne Müß' und Plage leb' ich dahin,  
 Ich lebe nur, weil ich mich nicht darf müßn;  
 Die Arbeit hat stets noch der Bauer gethan —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

Die Straße baut mir der Bauer, und dann,  
 Da ich zu Fuß doch nicht gehen kann,  
 Führt er auf ihr mich mit seinem Gespann —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

Der Wissenschaft sollt' ich mein Leben weihn?  
 Arm müßt' ich wie ein Gelehrter sein.  
 Schlecht sieht mir Lesen und Schreiben an —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

Aber eine Wissenschaft treib' ich doch:  
 Ich möchte sehen, wer mir es noch  
 Im Essen und Trinken zuvor gethan —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

Steuern zu zahlen ist nicht mein Loos;  
 Ich hab' ein Vermögen, ist's auch nicht groß,  
 So hängen doch Schulden genug daran —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

Des Vaterlands tausendfältiger Schmerz,  
 Bedrückt auch nicht allzu sehr mein Herz;  
 Bald ist doch Alles abgethan —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

Und hab' ich, wie's meine Ahnen gethan,  
 Mein Leben verrauht und vertrunken, dann  
 Führt mich ein Engel zum Himmel hinan —  
 Ich bin ein ung'rischer Edelmann.

### Der Klosterbrand.

In den Buftagen Ludwigs XIV., als es Madame Maintenon gelungen war, die Schönen des Hofes in Staatskleider zu stecken, und die Prinzen von Geblüt neben ihrer Sänfte in die Messe wandeln zu sehen, wurde die Andacht und Monotonie von Versailles durch eine sich rasch verbreitende Geschichte belebt, welche eine der ausgezeichnetsten Protégées von Madame Maintenon betraf.

\*) Aus diesem Gedichte wird der deutsche Leser erschen, daß die ungarischen Poeten, und ihr Meister obenan, nicht unbedingt Lobredner alles Heimtlichen und Selbstvergötterer ihrer Nation sind, sondern den Beruf eines Lehrers und unbarmherzigen Geißlers der Schwächen ihres Volkes nicht vergessen haben. Dieses Gedicht bezieht sich natürlich auf die Zeit vor 1848; es wurde 1845 geschrieben.

Dieses junge, neunzehnjährige Mädchen würde eine Perle des Hofes gewesen sein, wenn Schönheit damals zur Geltung gekommen wäre, allein solche Dinge erlaubte die mächtige Marquise nicht, und Mademoiselle de Bethune stand, Niemand wußte wie, unter ihrem besonderen Schutze. Das schöne Mädchen, in deren Adern das Blut der Sully und Rohan floß, war die Erbin großer Ländereien in der Provence und in Languedoc. Ihre Geburt, Schönheit, sowie ihr Vermögen würden sie zu einer der besten Partien der Welt, oder wenigstens Frankreichs gemacht haben, allein Madame Maintenon und ihre Freunde, die Jesuiten, hatten beschlossen, sie zu einer Braut des Himmels zu bestimmen.

Rosalien's Mutter hatte ihren Gemal früh, in einem zur Vertheidigung ihrer Ehre bestandenen Duell verloren. Später war die verlassene Witwe als eine der lustigsten Damen, welche den Hofstaat von Madame Montespan bildeten, bekannt geworden; nachdem sie jedoch ihre jugendlichen Reize überlebt, und in die „Tage der Maintenon“, nämlich der Andacht gekommen, bekehrte sie sich zu einer ascetischen Frömmigkeit, und vermachte sterbend ihr ganzes Vermögen, nebst ihrer Tochter, dem Kloster der h. Rosalia, welches Jahrhunderte früher, als der Name „Huguenot“ von den Bethune's gekannt, von einem Vorfahren der jungen Dame gegründet worden war. Dieses Patronat war allen Klöstern seit der Reformation entzogen worden, da die Bethune's, sowie die Rohan's, Calvinisten geworden waren; jedoch die Nonnen hatten ihren alten Platz, sammt der strengen Regel des heil. Benediktus in den dünnen, von Dörfern und Städten entfernten Sandebenen von Languedoc beibehalten. Obwohl kalvinistischer Abkunft, war die Erbin schon in frühester Kindheit zur katholischen Kirche bekehrt worden, da ihre Mutter zu sehr Hofdame war, um einen Glauben zu bekennen, ob welchem Ludwig XIV. die Stirn runzelte; und so hatte selbst die Frömmigkeit der Beschützerin an dem jungen Mädchen nie einen Hauch von Kezerei gergwhnt, obschon das im Rosalienkloster zugebrachte Leben nicht nach dessen Gesmacke sein konnte. Umsonst stellten die geistlichen Väter ihr die Sündhaftigkeit und Eitelkeit der Welt, die Gefahren, welche ihrer Jugend von allen Seiten drohten, und das besondere Gericht, welches ihr durch Mißachtung des mütterlichen, letzten Willens bevorstehe, vor Augen; weder der Zorn des Himmels, noch die Auszeichnung, welche die Kirche ihr gewähren konnte, vermochten

die Erbin der Bethune's zu befragen. Sie ehrte den Willen ihrer Mutter und die Heiligkeit des Klosters; ihr halbes Vermögen war seinem Dienste geweiht, sie jedoch fühlte keinen Beruf zum klösterlichen Leben. Unglücklicherweise war Vater Duroque, Maintenon's Verbündeter und Beichtvater des Königs, ein naher Verwandter der Nektissin von St. Rosalie; ach, es wäre ein Triumph gewesen, wenn der letzte Sprößling zweier so feiger Familien sich mit all' seinem Reichthum in das einsame Kloster zurückgezogen hätte! Um jedoch dem Opfer einen gewissen Glanz zu verleihen, mußte es als freiwillig erscheinen, und die geistlichen Räte wußten nur zu wohl, daß Frauen selten einer so eindringlichen Ueberredungskunst widerstehen, wenn nicht Liebe dabei im Spiele ist. Man verlegte sich daher auf Fragen und Kundschafter.

Ihr Beichtvater, das Kammermädchen und noch einige untergeordnete Personen hatten bemerkt, daß ein geheimer Briefwechsel zwischen dem Fräulein und dem Grafen d'Ambois während einiger Zeit geführt worden war. Der Graf stammte aus einer alten, jedoch sehr herabgekommenen Familie, der König hatte ihn zu einem seiner Kammerdiener gemacht und seine Mutter ihn bei dem Fräulein einzuführen gesucht, die er zu lieben vorgab. Rosalie glaubte ihm, und die Mutter ermutigte und förderte den Roman, der aus Furcht vor der mächtigen Marquise ganz geheim durchgeführt wurde. Da er nun entdeckt war, so wurden auch die nöthigen Schritte dagegen gethan.

Dem Grafen und seiner Mutter wurde bedeutet, das Geschäft abubrechen, mit der Zusicherung einer Stelle und Pension, wenn sie gehorchen würden; und mit Androhung der lettres de cachet im Falle der Verweigerung. Der Graf fand bald, daß sein Herz eigentlich nicht theilhaftig war, und unternahm noch am selben Tage eine Reise nach Italien und Spanien, während seine Mutter alle Kräfte aufbot, um aus den Händen eines Gläubigers ein kostbares, mit Diamanten besetztes Kreuzifix wieder an sich zu bringen, welches, der Sage nach, ein Stück des wahren Kreuzes Christi enthaltend, dem Kloster zum Geschenke überbracht wurde.

Das Kreuzifix, ein Erbstück der Familie d'Ambois, war von Marquis zu Marquis gewandert, und hatte in mancher Noth und Schuldenlast den verschiedenen Familiengliedern Hilfe gebracht. Auch bei dieser Gelegenheit diente es ihren Zwecken. Die Nonnen statteten ihren Dank ab, und sagten beziehungsweise die Hilfe ihrer obersten Schutzfrau zu. Die Gräfin wurde wieder in Gnaden bei Hofe aufgenommen und ihr Sohn zum Aufseher der königlichen Garderobe ernannt. Dennoch war der Zweck nicht erreicht worden.

Trotz der Abreise ihres Geliebten, trotz dem Verbote, bei Hofe zu erscheinen und Besuche zu empfangen, ja, trotz dem Interdikt, bei der Messe und im Theater sich zu zeigen — hielt die junge Erbin so lange aus, bis die geistlichen Väter einen hinreichenden Grund gefunden hatten, um sie in die Bastille zu schicken.

Am demselben Tage, als ihr dieser Entschluß durch eine alte Dienerin mitgetheilt wurde, saß sie allein in einem der

großen Säle ihres Familienhotels, über ihre traurige Lage nachsinnend, die ihr keine andere Wahl, als zwischen der Bastille und einem Kloster ließ. Natürlich stand ihre ganze Dienerschaft im Solde ihrer Feinde, und sie ward von ihr wie von Spionen bewacht. Der Portier des Hauses war daher äußerst erschauert, als bei einbrechender Dämmerung ein Mönch eintrat, mit dem Ersuchen, den Beichtvater des Fräuleins sprechen zu dürfen. Jener ehrwürdige Vater hatte schon zu Lebzeiten der verstorbenen Herrin sich in dem Hotel ansässig gemacht, und dachte nicht daran, diesen Besitz jetzt aufzugeben. Der Mönch wurde unverzüglich in dessen Studierstube eingeführt, und der Vater war etwas betroffen, als erster ein Schreiben vom General-Vikar überreichte, welches befahl, den Bruder Ciprian von der Gesellschaft Jesu mit Mademoiselle de Bethune allein sprechen zu lassen.

Der ehrwürdige Herr hatte schon früher Briefe vom General-Vikar gesehen, auch dieser wies seine Handschrift und sein Siegel, und Bruder Ciprian sah hinlänglich ernst und würdevoll aus, um sich solch' einer Mission unterziehen zu können.

Er war ein Mann von mittlerer Größe, niemand hätte sein Alter errathen können, dennoch war nichts Hinfälliges an ihm. Sein Gesicht hatte einen bestimmten, beinahe starren Ausdruck, und in seinen tiefstehenden Augen leuchtete eine durchdringende Gewalt des Blickes, den der Beichtvater zu vermeiden suchte. Nach den Regeln der Gesellschaft war Bruder Ciprian eben jetzt Superior und daher nicht verpflichtet, über sein Verhalten gegen die Dame Auskunft zu geben. Der Beichtvater hatte ihre Rückberufung gehofft, allein dem Befehle des General-Vikar mußte Folge geleistet und der Mönch in ihren Salon geführt werden.

Die Dienerin, welche sich indeß des Schlüssellockes bemächtigt hatte, sah sie miteinander sprechen, konnte jedoch kein Wort erhaschen, sie bemerkte nur, daß ihre Gebieterin anfänglich erschreckt, sodann nachdenkend und zuletzt entschlossen blickte, während das Antlitz des Mönches sich nie veränderte. Die Konferenz dauerte nicht lange, schien jedoch sehr wirksam zu sein.

Eine halbe Stunde nach dem Abgange des Mönches erklärte Mademoiselle de Bethune, den Wunsch der sterbenden Mutter erfüllen und den Schleier nehmen zu wollen.

Der Vater knirschte mit den Zähnen ob dem ihm entgangenen Triumph; Madame de Maintenon jedoch freute sich sammt ihren Verbündeten herzlich, obschon keine Nachforschung zu entdecken vermochte, wer der Gesandte wäre, noch woher er käme. Es wurde sogar hinterbracht, daß der General-Vikar in seinem ersten Erstaunen erklärt habe, weder einen Brief geschrieben, noch einen Bruder Ciprian gesendet zu haben. Man fand es nicht für gut, die Sache weiter zu kerühren, da der König selbst es als eine Art Wunder betrachtete. Was lag auch daran? Der Sieg war errungen, die Ländereien der Provence und des Languedoc gesichert, da der letzte Abkömmling der Bethune's den Schleier nahm und eine Nonne des Rosalienklosters wurde.

Die Umstände, welche die Jungfrau dazu bewogen hatten, ihr Gelübde abzulegen, in welche sich auch etwas Wunderbares mischte, verliehen dem Ereignisse ein eigenes Interesse. Die Aebtissin, sowie die Nonnen, welche mit offenen Armen ihre neue Erzunngenschaft aufgenommen hatten, begannen sogleich solche Berichte über die Andacht und Frömmigkeit der Schwester Rosalia, — denn sie hatte diesen Namen beibehalten — zu verbreiten, daß ihr Kloster bald in dem Rufe der Heiligkeit stand. Es wurde versichert, daß die junge Nonne während einiger Wochen gar nicht schlief, daß ihr Gebet Tag und Nacht zum Himmel aufsteige, daß sie faste, sich geißle und man sogar schon Wunderzeichen, durch sie bewirkt, bemerkt haben wollte. Ihr Ruf drang zuletzt bis nach Versailles, und so pilgerte nun der ganze Hof nach dem wunderbaren Kloster, ausgenommen den König und Madame Maintenon, da es Winter und sehr schlechtes Wetter war; dafür schickten sie einen großen Vorrath Handarbeiten aus St. Cyr als Gesag.

(Schluß folgt.)

## Der Phosphor.

(Schluß.)

Die für das tägliche Leben wichtigste Anwendung des Phosphors dürfte jedoch ohne Zweifel die bei der Erzeugung der Reibzündhölzchen sein. Bei der hohen Wichtigkeit, welche die Erfindung der Zündhölzchen jedenfalls befügt, möge es gestattet sein, einen kurzen Rückblick auf die allmähliche Entwicklung dieses Kunstproductes zu werfen. Die leichte Entzündbarkeit des Phosphors mußte notwendiger Weise die Idee hervorrufen, ihn statt Stahl und Stein und Zunder zur Erzeugung von Feuer und Licht zu benutzen.

Die ersten in dieser Richtung gemachten Versuche waren natürlich höchst einfach und unvollkommen. Man begnügte sich damit, in ein kleines Glas ein Stück Phosphor zu bringen, den man durch gelinde Erwärmung schmolz und dann erkalteten ließ. Beim Gebrauche drückte man ein in Schwefel getauchtes Hölzchen so stark gegen den Phosphor, daß sich ein Stückchen anhängte und rieb es dann so lange auf Holz oder Kork, bis sich der Phosphor durch die Erwärmung entzündete. Bisweilen wurde auch der Phosphor in Gläsern mit etwas Schwefel oder Kampfer zusammengeschmolzen.

Ein Fortschritt in der Erfindung wurde dadurch gemacht, daß man den im Gläschen enthaltenen, möglichst trockenen Phosphor über seinen Schmelzpunkt hinaus erhitzte und mit einem Röhrchen wiederholt Luft hineinblies. Ein Schwefelholz gegen den so behandelten Phosphor gedrückt, entzündet sich augenblicklich beim Herausziehen. Ein solches Feuerzeug erhielt sich, wenn man durch sorgfältiges, schnelles Verschließen mit einem guten Stöpsel die Feuchtigkeit der Luft möglichst abhält, beinahe ein Jahr lang. Auch die einst viel geschätzten Turiner Kerzen gehören hierher. Eine 3 bis 5 Zoll lange, enge Glasröhre wurde an einem Ende zugeschmolzen, ein Körnchen trockenen Phosphors hin-

eingebracht, der mit Wachs- und Nesselöl befeuchtet und mit Schwefelblumen bestreute Docht einer dünnen Wachskerze bis zum Phosphor hineingeschoben, dann der Phosphor bis zum Schmelzen erwärmt, das andere Ende der Röhre zugeschmolzen und dieselbe einen Zoll unter dem Phosphor mit einem Feilstriche versehen. Beim Gebrauche wurde die Röhre an dem Feilstriche abgebrochen, der Docht mit dem Phosphor einige Male in der Röhre hin und her gerieben und dann herausgezogen, worauf die Entzündung erfolgte. Wie viele Umstände, um ein Mal Feuer zu haben! Die sogenannten chemischen Feuerzeuge, welche aus mit Aebest gefüllten Gläsern, deren Inhalt mit konzentrierter Schwefelsäure getränkt war, bestanden, in welche Schwefelhölzchen, deren Schwefelende mit einem Gemenge aus chloresurem Kali, Schwefelblumen, Kolophonium, Gummi und Zinnober versehen war, eingetaucht wurden, gehören nicht hieher, da bei denselben kein Phosphor zur Anwendung kam.

Unsere heutigen Reibzündhölzchen wurden erst in unserm Jahrhunderte durch den im Mai 1859 verstorbenen englischen Chemiker John Walker erfunden und von dem berühmten englischen Physiker Faraday ins praktische Leben eingeführt. Die früher beschriebenen, sowie auch die anfänglich von Walker erzeugten Zündhölzchen entzündeten sich beim Reiben mit Geräusch und häufigem Herumschleudern der brennenden Masse. Jetzt stellt man geräuschlos verbrennende Streichhölzchen dar. Walker bereitete ursprünglich die Reibzündhölzchen, indem er Phosphor in Gummi schleim, der bis 40° erbitzt war, schmolz, zu der Masse chloresures Kali zusetzte und dann die Schwefelhölzchen in dieselbe eintauchte. Heut zu Tage verwendet man kein chloresures Kali mehr zur Zündhölzchenbereitung.

Böttger in Frankfurt bereitet eine Masse aus 9 Theilen Phosphor, 16 Theilen Gummi, 14 Theilen Salpeter und 16 Theilen Braunstein, in welche die mit Schwefel oder Stearinsäure überzogenen Hölzchen eingetaucht werden.

Auf diese Weise ist das praktische Leben mit einer höchst einfachen Vorrichtung versehen worden, mittelst welcher auf eine sehr bequeme und schnelle Weise Feuer und Licht erzeugt werden kann. Daß diese schöne Erfindung, so wie jedes menschliche Product auch ihre Schattenseiten und Nachteile befügt, ist natürlich, doch wäre es Thorheit, wegen möglicher Unglücksfälle, die beim unvorsichtigen Gebrauche mit Reibhölzchen entstehen können und leider auch schon entstanden sind, diese schöne Erfindung zu verdammen und die schöne Zeit, wo Feuerstein und Stahl die Welt mit Licht zu versorgen bestimmt waren, zurückzuvünschen.

Schließlich möge noch eine allgemein bekannte, in dem Gebiete der Märchen eine große Rolle spielende Erscheinung erwähnt werden, bei welcher der Phosphor ein Hauptfaktor sein dürfte; es sind die sogenannten Irrlichter. Die Forschungen der neueren Chemie haben gezeigt, daß der Phosphor mit dem Wasserstoffe eine gasförmige Verbindung eingekt, welche, sobald sie mit atmosphärischer Luft in Berührung kommt, sich von selbst entzündet und schön leuchtende,

nach kurzer Zeit wieder erlöschende Flämmchen bildet. Dieses Gas kann erzeugt werden, wenn man Phosphor in Kalwasser erwärmt. Da nun die Stoffe, aus denen sich dieses Gas entwickelt, nämlich Kalk, Wasser und Phosphor im sumpfigen Erdreich in der Regel vorhanden sind, so liegt die Vermuthung nahe, daß sich das Phosphor-Wasserstoffgas bildet, im lockeren, wässerigen Sumpfboden in die Höhe steigt und in Verührung mit der Luft jene räthselhaften Flämmchen bildet, welche so oft schon den nächtlichen Wanderer irre geführt und zaghafte Gemüther mit Schrecken und Angst erfüllt haben.

So erkennen wir in dem Phosphor einen in der Natur weit verbreiteten Stoff, der zur Entwicklung des Thier- und Pflanzenorganismus unentbehrlich ist. Dieselbe Substanz, welche das feste Gerüste des Pflanzenkörpers, des Thier- und Menschenleibes aufbaut, verstand der erfindungsreiche Geist aus diesem Gerüste hervorzulocken und zum Träger des Lichtes, zur Quelle des Feuers umzugestalten. — tt —

### Wo befindet sich gegenwärtig die Bibliothek Valvasor's?!

Johann Weikhart Freiherr v. Valvasor, der alle Mittel aufbot, die Chronik unserer Heimat zu Stande zu bringen und sie bekanntlich in der That als „die Ehre des Herzogthums Krain“ hinstellte, opferte zu dem Ende sein ganzes namhaftes Vermögen und sah sich, so viel wir bisher wußten, genöthigt, sein Auskalam, das herrlich gelegene Schloß Wagensberg \*) loszuschlagen.

Nun lesen wir aber noch in des verstorbenen Freiherrn von Erberg: „Versuch eines Entwurfs zu einer Literatur-Geschichte für Krain“, nach den Quellen der Lustthaler Bibliothek und Archives bearbeitet zu meinem bloß eigenen Gebrauche, 1825 in Winterabenden. G. m. p. (Mf. 4<sup>o</sup>. 324 S., äußerst werthvoll für die Kulturgeschichte unseres Landes und von Klun zum Theile, aber ohne Nennung von Erberg's Namen, in den Mittheilungen des historischen Vereins für Krain 1852 abgedruckt) in der XI. Frage (Seit wann und welche vorzügliche Bibliotheken haben sich in Krain gebildet?) die interessante Stelle: Valvasor's Büchersammlung war selbst sehr aussehlich \*\*, sie bestand aus 10.000 Büchern, er trug sie den Ständen an, um sie zu einer öffentlichen Bibliothek zu widmen, da sich aber die Sache in die Länge zog, und man über die Bedingungen nicht einig werden konnte, verkaufte er die ganze Sammlung an das Collegium Societatis Jesu in Agram. \*\*\*)

Nun entsteht die Frage, wohin kam sie nach Aufhebung des Agramer Jesuiten-Kollegiums? Darnach zu forschen

\*) In diesen Blättern, Jahrgang 1859, Seite 90 vom Herrn Redakteur geschildert.

\*\*) Valvasor XI. 619 f. nennt sie in seiner Bescheidenheit: Klein.

\*\*\*) Wie auch im Momente die ganze so äußerst werthvolle Büchersammlung des gelehrten Linguisten und speziell Slavisten Cop ins Ausland wandert.

wäre gewiß eine schöne Aufgabe „unserer Landschaft“ und zugleich eine Erfüllung des dem großen Gelehrten und Vaterlandsfreunde schuldigen Dankes, und es wäre, um es kurz zu sagen, die Wiedergewinnung seines Bücherschatzes das schönste Denkmal, das wir ihm errichten können!

P. v. Radics.

### Naturhistorisches.

Wer den Ursprung und die Beschaffenheit der Korallen-Inseln kennt, wird es kaum begreifen und glauben können, daß man öfter an dem Strande derselben Steine findet, welche mehrere hundert Meilen auf einem andern Eilande oder am Ufer eines Festlandes vorkommen. Diese seltsame Erscheinung blieb auch bis auf die neueste Zeit ein unlösbares Räthsel, denn es fiel Niemand bei, daß die kleinen Korallen-Thierchen bei ihrem wunderbaren Bau Steine von 20, 50 bis 100 Pfunden vom Grund des Meeres bis an die Oberfläche emporschieben würden. Dieß ist und kann nicht der Fall sein, doch hat sich die Lösung des großen Räthels gefunden. Schon der Dichter und Naturforscher Chamisso, der Begleiter des russischen Weltumseglers Kozebue, hat auf der Inselgruppe Nadak, mitten im stillen Ocean, bemerkt daß die Einwohner Steine zum Wegen ihrer Instrumente erhalten, indem sie die Wurzeln der Bäume durchsuchten, welche von den Fluten an den Strand geworfen werden. Die mit ihren Wurzeln weggespülten Baumstämme sind also die Schiffe, welche oft bedeutende Steinklasten dahin tragen, wo es nur Korallen-Riffe oder Steine anderer Art gibt, und ihre Fracht da liegen lassen, wo sie selbst von Moder und Fäulniß zerstört werden.

### Der Name „Napoleon.“

Es hat Jemand die Entdeckung gemacht, daß der Name Napoleon im Griechischen durch fortwährendes Fallenlassen des Anlautes einen ganz richtigen, durch seinen Sinn treffenden Satz bildet. Nämlich:

*Ναπόλεων, ἐπόλεων πόλεων ὄλεων λεῶν ὄν,*  
Napoleon, Zerstörer der Staaten, Verderber der Völker ist.  
Dieß wurde in Bezug auf Napoleon I. behauptet; ob es auf Napoleon III. auch paßt?

### Literatur.

Der Wandersmann für 1862. Herausgegeben von Ludwig Bovišch. Wien bei A. Pichler's Witwe u. Sohn.

Unter den Kalendern fürs kommende Jahr ist der „Wandersmann“ eine ganz nette Erscheinung, sowohl was das Exterieur, als auch was den Inhalt, den Gepritz betrifft. Er bringt außer dem kalendarischen, einen belehrenden und unterhaltenden Theil mit gut geschriebenen Aufsätzen, kleinere Schilderungen und Novellen, Gedichte und Sinnsprüche, zu welchen der Herausgeber natürlich das Meiste beigetragen hat. Wir wünschen dem „Wandersmann“, der heuer seine erste Wanderschaft angetreten hat, daß er noch oft wiederkehren möge.